
Norbert Arntz

„Den Menschen als solchen zu dienen, und nicht nur den Katholiken“ (Johannes XXIII.)

Predigt in der Eucharistiefeier am 14. Mai 2011 in der Edith-Stein-Kapelle des Franz Hitze Hauses

Biblische Texte: 1 Petr. 3, 8-9.13-15 und Joh 9,39-10,21



Den für heute vorgesehenen Evangelientext vom „Guten Hirten“ habe ich nicht verändert, sondern nur erweitert. Bemerkenswerterweise übergeht man nämlich in der Perikopenordnung – der Ordnung der Bibeltex-te in der katholischen Liturgie – geflüchtig, dass es sich bei der Hirtenrede Jesu um

eine konfliktive Rede handelt. Stets wird das schöne Bild vom „Guten Hirten“ in Erinnerung gerufen, aber nicht die Konfliktlage, innerhalb derer dieses Bild zur Sprache kommt: unmittelbar nach der Heilung des Blindgeborenen (Joh 9), der im Johannesevangelium symbolisch steht für die ideologisch geblendete Bevölkerung, die ideo-theologisch geblendete Bevölkerung, die durch Herrschafts-Theologie seelisch besetzt ist und durch diese innere Besatzungsmacht geprägt gar nicht mehr wahrnehmen kann, welch befreiendes Wort aus den Vergangenheitserfahrungen des Volkes zur Verfügung steht. Das Bild vom guten Hirten war ein solch befreiendes Bild – im Gegensatz zu der von uns zu Recht als anrühlich empfundenen Redewendung vom guten Hirten und den „dummen Schafen“.

Als Israel sesshaft geworden war und sich als Volk konstituiert hatte, nahm es das Bild vom Hirten aus seiner Nomadenvergangenheit auf. In diesem Vergleich sollte ein Maßstab zur Verfügung stehen: Einerseits eine Forderung an die Verantwortlichen in Politik, Wirtschaft und Religion; sie – die Verantwortlichen – hätten sich um das Volk zu sorgen, wie es die Oberhäupter der Nomaden und Hirten getan hatten: gute Weide suchen, sich um die Kranken kümmern, alle gegen wilde Tiere und Räuber beschützen. Andererseits eine Forderung an das ganze Volk: alle hätten füreinander gute Hirtinnen, gute Hirten in diesem Sinne zu sein.



Der Jesus, der das Bild vom guten Hirten aufgreift, hatte kein gesellschaftliches Leitungsamt inne. Er setzt sich in dieser Rede mit jenen auseinander, die eine gesellschaftlich leitende Position bekleiden. Er bietet erneut den alten Maßstab an und deckt auf, wo die Herrschenden sind, die sich auf Kosten des Volkes bereichern, und wo die Hirten zu finden sind, die wollen, dass alle das Leben haben und es in Fülle haben! Für ihn gibt es keine schlimmere Herrschaft als jene, die das einfache Volk des befreienden Gottesnamens beraubt, wenn die religiös, politisch oder wirtschaftlich Herrschenden behaupten, im Namen Gottes zu sprechen und zu handeln, aber sich nicht nach diesem Maßstab richten. Ihnen hält

er vor, dass sie „Diebe und Räuber“ geworden sind, weil sie sich nur noch für ihr religiöses System, ihr Tempel-Bank-System interessieren und ihren Nutzen daraus ziehen, aber kein Interesse mehr an den Lebensbedingungen des einfachen Volkes haben – das Volk ist nur noch zu vergleichen mit den Schafen, die keine Hirten mehr haben (vgl. Mt 6,34.).

Drei Charakteristika, an denen man den guten Hirten erkennt, entdeckte ich in der Rede Jesu. Darauf will ich mich hier beschränken.

1. Der gute Hirte wagt den Konflikt mit den herrschenden Mächten und scheut auch nicht davor zurück, es bis zum Ende kommen zu lassen. Nicht, weil er es gesucht hätte, sozusagen wie ein Selbstmordattentäter, sondern weil er Zeugnis dafür ablegen will, dass das Leben für alle möglich werden soll. Überall da, wo Strukturen oder Menschen es verhindern, dass alle das Leben und es in Fülle haben, da muss der Konflikt eingegangen werden.
2. „Ich kenne die meinen und die meinen kennen mich wie mich der Vater kennt und ich den Vater kenne“:
Es gibt zwischen dem guten Hirten und denen, die sich von ihm anregen lassen, kein Verhältnis, das hierarchisch geordnet werden kann, kein Verhältnis der Über- und Unterordnung, sondern eine Beziehung der Freundschaft und Vertrautheit, eine so enge Beziehung, wie sie zwischen „Vater und Sohn“ herrscht, keine Beziehung der Organisation und Verwaltung. Auf dem Hintergrund der „Fusionitis“ können wir diesen Gedanken durchaus auch als einen kritischen Impuls für die gegenwärtigen sogenannten Reformen in der Kirche in Erinnerung behalten.
3. „Ich habe noch andere Schafe, die nicht zu diesem Schafstall gehören. Auch sie sollen meine Stimme hören. Dann wird es eine Herde und einen Hirten geben.“ Mit Jesus, dem guten Hirten, der es wagt, jene, die sich Hirten nennen, herauszufordern, lässt sich kein Exklusivanspruch begründen – weder der Anspruch die einzig erwählte Nation Gottes zu sein, noch der Anspruch die einzig wahre Kirche zu sein. Der gute Hirt gibt sein Leben weder für eine Nationalflagge noch für ein Credo – der gute Hirte gibt sein Leben, damit alle das Leben in Fülle finden, und zwar unabhängig von Nationalflagge und Credo.

Wo erfahren wir heute, was guter Hirt, gute Hirtin heißen könnte?

Oscar Romero in Salvador war so ein Mensch, und Dorothy Stang in Brasilien, Helder Camara war so ein Mensch, Mary Daly und Dorothee Sölle waren ebenfalls solche Menschen.



Auch Johannes XXIII. war solch ein Mensch: Viele Geschichten, die sich um seine Person ranken, erzählen davon. Ein paar Sätze aus seinen letzten Lebenstagen will ich zitieren. Loris Capovilla, den einige Freundinnen und Freunde von uns bei ihrer Reise nach Sotto il Monte im vergangenen Oktober gesprochen haben, der damalige Sekretär von Johannes und spätere Erzbischof von Loreto, hat sie am 24. Mai 1963 notiert. Als Kardinalstaatssekretär Cicognani und Msgr. Dell'Acqua an seinem Sterbebett standen, sagte Johannes:

„In Gegenwart meiner Mitarbeiter kommt es mir spontan in den Sinn, den Akt des Glaubens zu erneuern [...]. Mehr denn je, bestimmt mehr als in den letzten Jahrhunderten, sind wir darauf ausgerichtet, dem Menschen als solchem zu dienen, nicht bloß den Katholiken, darauf, in erster Linie und überall die Rechte der menschlichen Person und nicht nur diejenigen der katholischen Kirche zu verteidigen. Die heutige Situation, die Her-

ausforderung der letzten 50 Jahre und ein tieferes Glaubensverständnis haben uns mit neuen Realitäten konfrontiert, wie ich es in meiner Rede zur Eröffnung des Konzils sagte. Nicht das Evangelium ist es, das sich verändert; nein, wir sind es, die gerade anfangen, es besser zu verstehen. Wer ein recht langes Leben gehabt hat, wer sich am Anfang dieses Jahrhunderts den neuen Aufgaben einer sozialen Tätigkeit gegenubersah, die den ganzen Menschen beansprucht, wer wie ich zwanzig Jahre im Orient und acht in Frankreich verbracht hat und auf diese Weise verschiedene Kulturen miteinander vergleichen konnte, der weiß, dass der Augenblick gekommen ist, die Zeichen der Zeit zu erkennen, die von ihnen gebotenen Möglichkeiten zu ergreifen und weit in die Zukunft zu blicken!“ (Orientierung Nr. 11/67. Jg. 15. Juni 2003)

Einander dafür zu inspirieren, sind wir hier beieinander.